

Schule und Lebenskunst  
Werten und Bewerten

# campus Muristalden Momente

Wilhelm Schmid

Seit Juni 1999 führen wir im Muristalden viermal im Jahr die DenkBar durch. Nachdenken und die Zeit für das leibliche Wohl bestimmen den Abend. In der Regel regen Referentinnen und Referenten mit einem Votum ein Gespräch an, das manchmal bis in den nächsten Morgen andauert.

Die erste DankBar wurde gestaltet von Wilhelm Schmid aus Berlin. Wir haben ihn eingeladen, unser internes Weiterbildungsthema "Be-urteilen" philosophisch zu beleuchten. Er vertrat unter anderem die These, dass "Beurteiltwerden... zur Stärkung des Selbst" beiträgt.

Wie das möglich ist, führte er in seinem Referat aus, dem ein Gespräch bis lange in den Abend folgte...

## Impressum

"Momente" ist ein schriftliches Denk-, Sprach- und Kommunikationsforum am Gymnasium Muristalden in Bern. Am Muristalden Tätige und Gäste, präsentieren hier Gedanken, Reflexionen, Perspektiven, Aufsätze, Produkte.

In ihrer Bedeutung sind Momente (lat. movere) kritische, ausschlaggebende, bewegende Augenblicke. Ums solche geht es hier *ansatzweise*.

Parallel zur ‚DenkBar‘, dem mündlichen Denk- und Reflexionsforum am Muristalden, werden in "Momente" Fragen der Bildung, der Schulentwicklung, der Jugend, der Ethik, des Unterrichts, des Alltags, der Zeit besprochen. Es erscheinen hier sowohl Sonderabdrucke von publizierten als auch speziell für "Momente" redigierte Texte.

"Momente" wird als Print- und als Internetmedium produziert. Im Erscheinungsbild hat es Alltags- und Gebrauchsscharakter. Die Sprachprodukte werden einer dem Gymnasium Muristalden nahe stehenden Leserschaft zugänglich gemacht, welches ausdrücklich bereit ist, sich lesend den "Menschen und Sachen" hier zuzuwenden.

In der Schriftenreihe "Momente" sind bisher erschienen:

Nr. 1 1998 Von Bildern, ihren Schatten und der Freiheit hinauszutreten

Nr. 2 1999 Qualm

Nr. 3 2000 Das Gymnasium steht

Nr. 4 2001 Spiegelung mit anderen Gymnasien

Nr. 5 2002 Die neuen Lernenden

Nr. 6 2002 Das geniale Rennpferd

Nr. 7 2002 Werten und Bewerten

Redaktion dieser Ausgabe  
Andreas Hohn

© Gymnasium Muristalden Bern 2002 [www.muristalden.com](http://www.muristalden.com)

18.10.2002 AHo/SNo

## **Zum Autor**

Wilhelm Schmid, geb. 1953, lebt in Berlin, lehrt Philosophie als Privatdozent in Erfurt und ist Gastdozent in Tiflis/Georgien. Seit 1998 regelmässige Tätigkeit als Philosoph im Spital Affoltern am Albis in Zürich.

Herausgeber der Buchreihe „Bibliothek der Lebenskunst“ im Suhrkamp Verlag.

Jüngste Buchpublikation: *Philosophie der Lebenskunst – Eine Grundlegung* (Taschenbuch, Suhrkamp Verlag), Frankfurt am Main 1998.

Neuausgabe: *Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault* (1991) (Taschenbuch, Suhrkamp Verlag), Frankfurt am Main 2000.

Im September 2000 erschien: *Schönes Leben? Eine Einführung in die Lebenskunst* (Suhrkamp Verlag).

Homepage: <http://user.berlin.sireco.net/ws Schmid/>

e-mail: [wschmid@berlin.sireco.net](mailto:wschmid@berlin.sireco.net)

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors.

## Schule und Lebenskunst: Werten und Bewerten

Lebenskunst war einst ein Anliegen der Philosophie. In moderner Zeit freilich glaubte die Philosophie, auf dieses Thema verzichten zu können, und das war vielleicht ein Fehler. Es ist das Anliegen meiner Arbeit seit vielen Jahren, Philosophie und Lebenskunst wieder aufeinander zu beziehen und eine „Philosophie der Lebenskunst“ neu zu begründen.<sup>1</sup>

Philosophie meint dabei zunächst nichts anderes als ein *Innehalten und Nachdenken* – das ist eine bescheidene Definition, aber Philosophie beginnt seit jeher mit diesem Moment. Philosophie der Lebenskunst ist dann das Innehalten und Nachdenken über die Grundlagen und möglichen Formen eines bewusst geführten Lebens, und dieses „bewusst geführte Leben“, das ist Lebenskunst. Lebenskunst wird in heutiger Zeit gerne für oberflächlich gehalten, so sehr ist sie verflacht, seit die Philosophie sie brach liegen lässt. Der Begriff der Lebenskunst stammt jedoch aus der antiken Philosophie, ist also von vornherein philosophisch, griechisch *techne tou biou*, lateinisch *ars vitae*, *ars vivendi*, und was darunter zu verstehen ist, war vor allem in der stoischen Philosophie sehr genau, geradezu *normativ*, festgelegt. Unter Bedingungen moderner Freiheit wird allerdings alles an dieser Lebenskunst zu einer Frage der Wahl, daher verfährt die erneuerte Philosophie der Lebenskunst *optativ*: Optionen, Möglichkeiten eröffnend, sie vor den Augen des Individuums ausbreitend, das seine eigene Wahl zu treffen hat und dies nur auf der Basis von Klugheit leisten kann, um die es sich grundsätzlich selbst bemühen muss. Zu den Bedingungen moderner Freiheit gehört vor allem die Notwendigkeit der Selbstsorge und Selbstverantwortung des jeweiligen Individuums. Grundlegend ist die *Optativität* in jedem Fall: Niemand kann zu etwas gezwungen werden, jeder aber bedarf der Befähigung, überhaupt wählen zu können. Wenn dies zutrifft, dann lassen sich davon ausgehend einige Überlegungen zur Lebenskunst im Bereich der Schule anstellen. Dazu drei Thesen.

### 1. Jeder Lernstoff steht in einem Bezug zur Lebenskunst

Bildung meint grundsätzlich die Gestaltung von Menschen, und in moderner Zeit, die von „Autonomie“ viel hält, vor allem die Befähigung zu ihrer Selbstgestaltung; sie ist dann die Heranführung an die Zeit der Wahl, das heisst an die Fähigkeit zur Selbstgesetzgebung, denn das ist die „Autonomie“ im Wortsinne. Mit dieser Übersetzung wird klarer, dass Bildung nicht mit Wissen verwechselt werden darf – Wissen ist nur ein Instrument, Medium und Gegenstand der Bildung, nicht die Bildung selbst. Die Bildung bedient sich

---

<sup>1</sup> Wilhelm Schmid: Philosophie der Lebenskunst – Eine Grundlegung. Frankfurt am Main 1998 (Suhrkamp Taschenbuch), 7. Auflage 2000

des Wissens, um bestimmte Effekte zu erreichen, die letzten Endes Sinn haben, zur Lebenskunst, zum bewussten Leben und Zusammenleben zu befähigen: Ausbildung und Stärkung der Persönlichkeit und ihres sozialen Verhaltens, Ermunterung und Bestärkung der Kreativität, Erlernen der Fähigkeit, selbst die Initiative zu ergreifen, zu handeln, zu wählen und die Verantwortung dafür zu tragen, Erlernen des methodischen Vorgehens, auch methodisch Informationen zu erschliessen und Wissen zu gewinnen. Die entsprechenden Kompetenzen (Persönlichkeits- und Sozialkompetenz, Lern- und Teamfähigkeit, Methoden-, Handlungs- und Entscheidungskompetenz, Fähigkeit zur Kreativität und Eigeninitiative) gelten heute sogar als Schlüsselqualifikationen, und zwar gerade im ökonomischen Bereich, der eben nicht nur aus Ökonomie besteht, sondern aus Menschen und der Art und Weise ihres Lebens, die ökonomische Relevanz gewinnt. Auch die Ökonomie funktioniert nicht, wenn die sie tragenden Menschen engstirnige „Fachidioten“ sind, die zwar sehr viel Wissen haben, aber sehr wenig vom Leben und schon gar vom Zusammenleben verstehen.

An die Zeit der Wahl, die in modernen Zeiten unweigerlich kommt, kann die Pädagogik der Lebenskunst durch eine *Klugheitserziehung* heranführen, die das Eigeninteresse des Individuums, selbst leben zu lernen und sich nötigen Voraussetzungen dafür anzueignen, zugrunde legen kann. Sie geht also von der Selbstbeziehung des jeweiligen Individuums aus, das einzige, worauf man noch bauen kann, um schrittweise den individuellen Horizont zu erweitern und all die Elemente zu erarbeiten und einzuüben, die es ermöglichen, das Leben auf kluge Weise zu führen. Die Grundlage von Klugheit ist Sensibilität, und zwar auf drei Ebenen: Zunächst auf der Ebene der sinnlichen Sensibilität, deren Ausbildung durch eine Stärkung aller fünf Sinne geschieht, aisthesis in jeder Hinsicht. Das kann durch die Gestaltung des Schulumfeldes, das den verschiedenen Sinnen Anreiz zur Tätigkeit bildet, sehr befördert werden und bringt den Gewinn eines leiblichen Wissens mit sich. Auf dieser Grundlage ist sodann die Sensibilität auch für abstrakte Zusammenhänge auszubilden, um eine *strukturelle Sensibilität* zu erlangen, zu dessen Vermittlung im Fächerkanon der Schulen die „Wissensfächer“ dienen, auch wenn deren Bezug zum Lebenlernen als ihrem eigentlichen Inhalt nicht immer deutlich wird; das durch sie vermittelte Wissen gibt Einblick in die Grundstrukturen des Lebens und der Welt, der geschichtlichen Herkunft und der gesellschaftlichen Gegenwart. Voraussetzung dafür ist die Zeichenkenntnis, die die souveräne Bewegung in der informellen Welt der Zeichen, der Sprache, der Schrift, der Zahlen erlaubt; sie ist auch die Grundlage dafür, hermeneutische Fähigkeiten des Verstehens auszubilden und die Arbeit der Deutung aufzunehmen, die mit der Interpretation von Texten und Geschichten eingeübt werden kann, um Zusammenhänge, Voraussetzungen, verschiedene Aspekte und Sinnstrukturen zu erschliessen. Die Ausbildung von Phantasie und Vorstellungskraft fördert schliesslich die

*virtuelle Sensibilität*, eröffnet über die vordergründige Wirklichkeit hinaus den Reichtum der Möglichkeiten von Selbst und Welt, und verhilft dazu, der individuellen Wahrnehmung und Weltsicht Ausdruck zu verleihen und nicht in einer herrschenden Wirklichkeit sich einzuschliessen, vielmehr den Horizont des Künftigen in den Blick zu bekommen und Sinn für virtuelle Wirklichkeiten zu gewinnen.

Die solchermassen erweiterte Selbstbeziehung mündet in ein bewusst gestalterisches Selbst- und Weltverhältnis, um das Leben nicht einfach nur dahingehen zu lassen, sondern sich Selbstmächtigkeit anzueignen und resistent gegen Versuche zur Enteignung des eigenen Lebens zu werden. Mit der Ausbildung der Phantasie und der Einübung kreativer Tätigkeit werden die gestalterischen Fähigkeiten freigesetzt, die sich nicht darin erschöpfen, vorgefundene Formen des Lebens nur zu übernehmen, sondern eigene Ideen, was aus einem Material gemacht werden kann, zu entwickeln; mit der Übung etwa des Zeichnens, Malens, Musizierens, im Umgang mit Technik und in der Übung des eigenen Körpers lassen sich Möglichkeiten der Formgebung entdecken. Die dabei gemachten Erfahrungen bestärken und erweitern das Selbst, die Arbeit am äusseren Material ist zugleich die Arbeit am Selbst an sich und dem eigenen Leben, gemäss der alten lateinischen Formel *fabricando fabricamur*: „Durch unser Gestalten erhalten wir selbst Gestalt“. Insbesondere durch die Formung des Materials der Sprache formt das Individuum sich selbst: Im Umgang mit diesem äusserlichen Gewebe, an dem die Individuen einer Kultur durch die Zeiten hindurch gestrickt haben, findet das Selbst seine eigene Struktur, und je mehr es sich auf das kreative Spiel mit diesem Material versteht, desto mehr weiss es aus sich selbst zu machen.

Ist die Schule darauf eingestellt, Lebenswissen zu vermitteln und die Vermittlung von Wissen unter diesem Aspekt zu betreiben? Wie sieht ein Haus zum Lebenlernen aus? Lebenskunst ist jedenfalls keine Frage der Lehrbarkeit im Sinne von Belehrung. Niemand kann wirklich belehrt werden. Es kann lediglich das Umfeld, personal wie auch multimedial, geschaffen werden, in dem derjenige, der Leben lernen möchte, alles vorfindet, was er an Werkzeug, Informationen, Handgriffen, Reflexionen, Methoden, Optionen braucht. Dieser Stoff kann in seiner ganzen Bandbreite angeboten – und auch abgefragt werden. Zweifellos gehört dazu – als Instrument, um sich einen Eindruck vom Stand der Wissensvermittlung zu verschaffen – auch die Beurteilung oder Bewertung.

## 2. Der Massstab einer Bewertung ist immer eine Frage der Wahl

*Bewertung* ist ein dreistelliger Begriff: Es gehört dazu ein Bewertender, ein Bewerteter, sowie ein Massstab, anhand dessen etwas als „gut“ oder „schlecht“ oder wie auch immer man es nennen möchte, mit allen Gradabstufungen dazwischen, bewertet und beurteilt wird. Betrachten wir das genauer.

a) Perspektive des Bewertenden: Mit dem wertenden „Urteil“ wird, wie der Name schon sagt, eine grundlegende Teilung vollzogen. Diese wird in aller Regel als schmerzlich erfahren, da sie ein angenehmes Kontinuum durchtrennt, das zunächst eher diffus die Selbstbeziehung, die Beziehung zwischen Selbst und Welt und die Beziehungen zwischen Individuen bestimmt. Nach dem Urteil gibt es ein Davor und Danach, ein Sosein und Andersein, eine Differenz, unabhängig davon, ob der Akt des Differenzierens in einer Ziffer oder in ganzen Sätzen sich manifestiert. Das hat ohne Zweifel Auswirkungen auf die Lebenssituation der an einer Bewertung Beteiligten und von ihr Betroffenen. Aber davon abzusehen, läuft darauf hinaus, die von einer Bewertung Verschonten auf eine Welt vorzubereiten, die es so, als harmonisches Kontinuum, gewiss nicht gibt, und dies wiederum liegt wahrscheinlich nicht an der Bosheit des Systems, sondern an der metaphysischen Einrichtung des Lebens, das offenkundig immer aus Polaritäten seine Spannung bezieht.

Der Bewertende ist der aktive Part in der dreistelligen Relation. Er hat eine aktive Wahl zu treffen. Als Grundlage für die Wahl steht ihm Klugheit zur Verfügung, diese wiederum hat zu ihrer Basis die Sensibilität auf drei Ebenen, von der schon die Rede war. In der alltäglichen Lebenspraxis steht natürlich nicht beliebig viel Zeit und Energie zur Verfügung, um der Komplexität jeder Situation durch eingehende Sensibilisierung gerecht zu werden. Daher bedarf es einer Ausbildung des *Gespürs*, in dem die Sensibilität des Subjekts sich konzentriert. Das Gespür nimmt Spuren auf, die deutlichen ebenso wie die kaum wahrnehmbaren; es wird erfahrbar als das Spüren dessen, was die Sinnesdaten in ihrer Gesamtheit vermitteln und was für einen integralen Eindruck von einer Situation, einer Lebenswelt, einer Befindlichkeit des Selbst und Anderer gibt. Ferner leistet es das Erspüren des Zugrundeliegenden, und lässt strukturelle Zusammenhänge und Bedingtheiten, auch Manipulationen erahnen, die sich dem ahnungslosen Bewusstsein, nicht jedoch dem Gespür entziehen können. Und schliesslich verdankt das Selbst dem Gespür das Aufspüren des Möglichen, das sich im Künftigen auftut oder sich aufgrund bestimmter Konstellationen im Gegenwärtigen bereits abzeichnet, ein Aufspüren auch drohender Gefahren. Zwar kann das Gespür Bestandteil der natürlichen Grundausstattung

des Individuums sein, seine bewusste Ausbildung und Einübung geschieht jedoch durch Erfahrung und Reflexion.

Bewertung wird gerne als willkürlich erfahren. Der entscheidende Unruheherd ist ihr Massstab. Wenn etwas als „gut“ oder „schlecht“ bezeichnet wird, muss es einen *Metawert* geben, anhand dessen etwas so beurteilt werden kann. Leider aber ist auch der Massstab eine Frage der Wahl, wie sonst sollte er in Kraft zu setzen sein? Selbst der Verwaltungsakt, der bestimmte Kriterien als Massstab vorschreibt, entspringt zum einen seinerseits wiederum einer Wahl, wenn auch von Anderen, zum anderen bedarf es erst der Akzeptanz, um umgesetzt zu werden, und die entspringt in der Wahl dessen, der akzeptiert oder eben nicht. Wenn die Kriterien selbst eine Frage der Wahl sind, bedürfen sie auch einer Urteilsbildung, bevor sie als Kriterien in Kraft gesetzt werden können. Für ihre Beurteilung erhebt sich die Frage nach einem *Metakriterium*. *Plausibilität* dafür in Anspruch zu nehmen, liegt nahe, führt jedoch aus der Spirale nicht heraus, denn die Plausibilität zum Metakriterium zu erheben, obliegt erneut einer Wahl des Subjekts. Auch wenn einleuchtende Gründe für die Plausibilität ins Feld geführt werden, einleuchtend für das Subjekt selbst wie für Andere und schliesslich sogar allgemein beifallswert, so steht doch, was unter „einleuchtenden Gründen“ verstanden wird, keineswegs ohne weiteres fest, sondern beruht auf einer stillschweigenden, nicht unveränderlichen Überzeugung des jeweiligen Individuums und des allgemeinen Diskurses einer Zeit, abhängig von Erfahrungen, die im Laufe der Zeit gemacht werden: Was zu einer bestimmten Zeit als triftig erachtet wird, kann sich als zu kurzatmig erweisen, und umgekehrt, was zunächst kaum Geltung erlangt, kann sich auf längere Frist als triftig erweisen. Der Grund dafür dürfte wohl darin liegen, dass im Moment der Urteilsbildung die Verzweigung einer Sache und die Vielzahl der Aspekte nicht hinreichend überschaut und der weitere Gang einer Entwicklung nicht zuverlässig vorhergesehen werden kann.

Wenn dies sich so verhält, ist der Bereich der Wahl in der Tat umfassend; wirklich nichts steht mehr fest, wenn selbst grundlegende Massstäbe, Metawerte, Metakriterien und die Gründe einer Plausibilität nicht normativ fest begründet werden können. Das Problem ist weniger eines der Beliebigkeit, der nun Tür und Tor geöffnet wäre, sondern eines der Verzweiflung, in die man stürzen könnte. Aber die Wahl des Individuums ist unhintergebar, aus dem „unendlichen Regress“ führt nicht etwa ein „Letztbegründung“ heraus, sondern eine *Fundamentalwahl*, die in aller Regel durch eine implizite passive Wahl immer schon erfolgt ist, nämlich wenn das Individuum als Kriterium gelten lässt, was ohnehin gilt. In der reflektierten Lebenskunst wird jedoch eine bewusste Wahl daraus, die prüft, bevor sie übernimmt. Die Fundamentalwahl verleiht einleuchtenden Gründen ihr Gewicht, sie kann der Plausibilität den Status des Metakriteriums aus Gründen der Klugheit zuerkennen, und sie setzt die plausibel erscheinenden Metawerte in Kraft, anhand

derer etwas beurteilt werden kann, freilich nun nicht mehr mit dem Anspruch auf letztgültige Wahrheit.

b) Perspektive des Bewerteten: Ein Einblick in diese Zusammenhänge könnte für denjenigen, der bewertet wird, das Schmerzliche des wertenden Urteils mildern. Aber zweifellos drängen sich aus dieser Sicht weiter gehende Fragen vor: Warum sich beurteilen lassen? Warum überhaupt etwas lernen? Absolute Argumente hierfür gibt es in der Tat nicht, lediglich relative, relativ zur eigenen Bereitschaft, sich fürs Leben auszustatten und dieses Leben als eigenes zu begreifen. Natürlich kann man kritisch fragen, ob das Leben, das wir leben, wirklich unser „eigenes“ ist. Es wird bestimmt von Faktoren, auf die wir doch kaum Einfluss haben, von Mächten, die nach Belieben mit uns umzuspringen scheinen. Gleichwohl wird dieses Leben zu unserem eigenen – spätestens am letzten Tag. Auch wenn dies für junge Menschen nur schwer vorstellbar ist, da dies unwirklich weit in der Ferne zu liegen scheint, so gibt es doch keinen Grund zu der Annahme, dies träfe für sie nicht zu. Nur das jeweilige Individuum selbst wird das Leben leben und es zu Ende bringen, wer oder was auch immer es bestimmt haben mag. Nur dieses Individuum allein ist – vor sich selbst – für dieses Leben verantwortlich, niemand sonst wird, schon gar am ultimativen Punkt, diese Verantwortung übernehmen. Lebenskunst ist die Ernsthaftigkeit des Versuchs, aus diesem Grund sich das Leben beizeiten selbst anzueignen, vielleicht sogar ein „schönes Leben“ daraus zu machen.

Der Bewertete hat den passiven Part in der dreistelligen Relation der Bewertung. Dem Anschein nach kann er nichts weiter tun, als demütig abzuwarten, welche Wahl getroffen, welches Urteil über ihn gefällt worden ist. In Wahrheit aber verhält es sich so, wie dies immer in einer Lebenskunst der Fall ist, wenn man „keine Wahl hat“: Auch dann hat man nämlich die Wahl, welche Haltung man demgegenüber einnimmt, dass man nicht die Wahl hat. Zur Verfügung stehen: Aufbegehren, Umstürzen, jedoch auch Akzeptieren und Affirmieren. Warum letzteres? Um das, was geschehen ist, als Erfahrung ernst zu nehmen, aus der in jedem Fall etwas zu lernen ist, gerade wenn sie misslich ist, und unabhängig davon, ob die zugrunde liegende Bewertung „gerecht“ ist. Die Beurteilung bringt in jedem Fall eine Einübung in den misslichen Umstand mit sich, dass wir das ganze Leben hindurch von Anderen beurteilt werden, formell oder informell, und dass wir selbst unentwegt auch Andere beurteilen, ohne uns dabei sonderlich grosse Rechenschaft über unsere Massstäbe abzulegen. Eine Konfrontation auch mit dem misslichen Umstand, dass es absolute Gerechtigkeit nicht gibt, sondern immer nur relative, relativ zu einer Sichtweise, die durch eine andere Sichtweise zu konterkarieren ist. Wer damit Schwierigkeiten hat, möge sich Gedanken darüber machen, ob und wie er selbst Anderen absolute Gerechtigkeit zuteil werden lässt: Ein solcher Perspektivenwechsel ergibt sich aus

dem Umkehrgebot der Klugheit in einer Lebenskunst, das verhindern kann, allzu selbstgerecht durchs Leben zu gehen. Implizit wird natürlich auch der Bewertende durch den Bewerteten bewertet, und es wäre klug, dies beim Vorgang der Beurteilung bereits mit zu berücksichtigen.

Das Wichtigste an der Beurteilung, die man erfährt, explizit oder implizit, ist letztlich, dass sie einen Anlass zur Selbstbeurteilung bietet: Wir werden auf Schwächen gestossen, und wir lernen auch Stärken kennen. Soll heissen, das Beurteiltwerden trägt bei zur Heranbildung einer eigenen Kohärenz, einer Integrität, um nicht von „Identität“ zu sprechen. Es geht um die Stärkung des Selbst, wie sie ansonsten vor allem durch die Selbstsorge geschieht.

### 3. Die Selbstsorge ist die Grundlage einer Sorge für Andere

Lebenskunst beruht auf der Übernahme der Selbstsorge. Ohne Selbstsorge keine Lebenskunst. Die Sorge durchbricht die Gleichgültigkeit, die jeder Lebenskunst, vielleicht dem Leben überhaupt feind ist. Natürlich ist auch die Sorge keine Norm, der man unbedingt Genüge tun müsste; grundsätzlich kann man dem Leben gegenüber durchaus gleichgültig bleiben, man sollte lediglich früh genug die Kosten kennen, die dies mit sich bringen kann: Ein nicht gelebtes Leben, Verbitterung über das verschenkte Leben, vermutlich zu einem Zeitpunkt, an dem nicht mehr viel zu korrigieren ist, Rachegefühle gegenüber Anderen, bei denen das Leben vermutet wird, das einem selbst entgangen ist. Selbstsorge ist in der Schule der Lebenskunst gleichermassen von Bedeutung für die Heranwachsenden wie auch für die Erziehenden.

a) Perspektive der Heranwachsenden: Es geht in ihrem Leben um sie selbst, also um den Gewinn einer Selbstbeziehung, deren stärkster Ausdruck die Selbstsorge ist. Die Sorge, die von Anderen auf sie angewendet wird, kann sinnvollerweise nur zum Ziel haben, sie zur Sorge für sich selbst anzuleiten, nicht jedoch, ihnen diese Selbstsorge abzunehmen, denn das wäre eine Enteignung des Selbst. Das Ziel der Selbstsorge wiederum ist der Gewinn von Selbstfreundschaft, ohne jedes schlechtes Gewissen, dass es sich dabei um die Kultivierung der Selbstsucht handle, denn wer mit sich selbst nicht befreundet ist, soll heissen: wer sich selbst nicht mag, der kann auch Andere nicht mögen, geschweige denn ihr Freund sein. Das leuchtet vermutlich ein, denn wer mit sich selbst nicht im Reinen ist, der ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als dass er sich Anderen zuwenden könnte. Und gibt es nicht im Christentum diesen wunderschönen Satz, den wir alle kennen? „Liebe Deinen Nächsten – wie Dich selbst!“ Die Selbstliebe gilt also offenkundig auch im

Christentum als Grundlage für die Nächstenliebe, auch wenn uns dies nicht so erklärt worden ist. Gibt es da noch irgendwelche Differenz zum Narzissmus? Der Unterschied liegt in der Frage, ob die Selbstfreundschaft als Selbstzweck oder zum Zweck der Beziehung zu Anderen gepflegt wird.

b) Perspektive der Erzieher: Lehrer verausgaben sich oft und wissen dann kaum noch Kraft zu schöpfen; sie „brennen“ aus. Das könnte damit zu tun haben, dass sie mit ihrer besonderen Situation nicht zurechtkommen, denn diese besteht in einem grundsätzlich asymmetrischen Verhältnis zu den ihnen Anvertrauten. Sie haben in jedem Fall, geglückt oder nicht, immensen Einfluss auf die zu Erziehenden, und bedürfen, um diese Macht auszuhalten und im Mass zu halten, einer besonders grossen Selbstmächtigkeit. Deren Fehlen wiederum rührt meistens daher, dass Lehrer daran gewöhnt werden, an sich selbst zuallerletzt zu denken, sich zu wenig zu pflegen, sich zu wenig zu lieben. Aber auch hier gilt, dass die Selbstsorge die Grundlage für die Sorge um Andere ist, Selbstfreundschaft ist die Voraussetzung dafür, Zuneigung für die zu Erziehenden empfinden zu können. Von grösster Bedeutung ist die Bildung und Selbstbildung der *Persönlichkeit* des Pädagogen, denn sie befähigt ihn, die Ausübung pädagogischer Macht im Mass zu halten, sie allein bürgt auch für die Glaubwürdigkeit, von der pädagogischer Erfolg abhängig ist, und ermöglicht seine Vorbildfunktion – nicht um nachgeahmt zu werden, sondern um die Gestalt zu verkörpern, mit der die ihm Anvertrauten sich auseinandersetzen können, um sich selbst zu gestalten: Ein Prozess des Lebenlernens, der auch dann stattfindet, wenn er negiert wird.

Woher kommt die Sorge? Angst ist im Zweifelsfall der Anfang der Sorge: Die anfängliche, zunächst nur vage Sorge ergibt sich aller Erfahrung nach von selbst; sie ist eine passive, erlittene, *ängstliche Sorge*, eine Bangigkeit, deren Unruhe von den Fragen herrührt, die sich von selbst irgendwann stellen: Ob das Leben, so wie es gelebt wird, auf dem richtigen Weg ist; ob das Selbst; so wie es erfahren wird, bejahenswert ist; ob die Verhältnisse, die auf das Selbst einwirken, hinnehmbar sind etc. Die ängstliche Sorge aktiviert das Eigeninteresse des Selbst und sorgt für eine erste Selbstaneignung, die darin besteht, sich nicht mehr nur der Bestimmung durch Andere und äussere Verhältnisse zu überlassen. Damit kommt der ganze Bewusstwerdungsprozess in Gang, der zum aufgeklärten Eigeninteresse und zur aktiven, vom Selbst initiierten, *klugen Sorge* führt. Das Selbst ist der Ausgangspunkt der Sorge und gewinnt Distanz zu sich, um sich gleichermassen von Aussen zu sehen, sich sorgsam zu betrachten, sich auf sich zu konzentrieren und schliesslich für sich selbst zum Gegenstand der gestalteten Sorge zu werden, die das Selbst nicht mehr als dasselbe belässt, daher die Zurückhaltung bezüglich der „Identität“.

Der *selbstrezeptive* Aspekt der Sorge entspricht zunächst dem Punkt, an dem das Eigeninteresse wach wird: Das Selbst nimmt sich selbst als Selbst wahr und ist aufmerksam auf sich; es erfährt sich als „Eigenes“, das nicht Eigentum von Anderen ist. Der *selbstreflexive* Aspekt bezeichnet die darauf folgende kritische Selbstreflexion, die den Übergang von der blossen Selbstwahrnehmung zum Selbstbewusstsein markiert und dem Selbst ermöglicht, aus der Distanz sich und die eigenen Verhältnisse, seine Bedingungen und Möglichkeiten zu erkennen und zu reflektieren. Dem entspricht die überlegte Vertiefung und Erweiterung der Sorge, die sich nun mit Rücksicht, Umsicht, Vorsicht und Voraussicht auf die Gesamtheit der Verhältnisse richtet, die für das Selbst Bedeutung haben. Der *selbstproduktive* Aspekt sorgt dafür, dass es bei der blossen Selbsterkenntnis und dem Selbstbewusstsein nicht bleibt und das Selbst sich nicht mehr nur als gegeben betrachtet, sondern den Übergang zur Selbstgestaltung vollzieht, um sich und das eigene Leben zum Werk zu machen.

Das kluge Eigeninteresse eines Subjekts umfasst notwendigerweise das Interesse für Andere, schon aufgrund des Umkehrgebots der Klugheit: Sich um Andere in demselben Masse zu kümmern, wie dies von Anderen für das Selbst erhofft wird, wenn es nicht aus dem zweifellos edlen, aber nicht immer vorzufindenden *freien* Interesse an Anderen geschieht. Sich um Andere zu sorgen, verlangt dem Selbst einerseits den Verzicht auf eigene Lebensmöglichkeiten ab, den ein selbstmächtiges Selbst am ehesten erbringen kann. Es bringt auf der anderen Seite einen Gewinn an Lebensmöglichkeiten für das Selbst mit sich, da die übernommene Aufgabe auf das Selbst zurückwirkt und zu seiner Selbststeigerung beiträgt. In jedem Fall steht die Sorge für Andere in einem Verhältnis zur Sorge des Selbst für sich, und wenn für die Lebenskunst eine *Ethik der Sorge* geltend gemacht wird, dann ist damit ein Ineinanderwirken gemeint: Sich um sich zu sorgen, um die Sorge für Andere wahrnehmen zu können, und Sorge für Andere, um sich damit zugleich um sich selbst zu sorgen.

Zunächst muss jedoch das historische Vergessen, ja die Ächtung, der die Selbstsorge anheim gefallen ist, wieder rückgängig gemacht werden. Denn die *autonome Selbstsorge*, die in der antiken Philosophie begründet worden war, wurde in der christlichen Kultur zur *heteronomen Seelsorge* verkehrt, Ergebnis eines langwierigen, lange währenden Prozesses der Deutung und Umdeutung durch christliche Autoren. Zum Subjekt der Sorge wurde der Seelsorger, zum alleinigen Objekt seiner Sorge wurden die Seelen der ihm Anvertrauten, die zum ewigen Heil zu führen waren; die Selbstsorge aber, und mit ihr die leibliche Sorge, blieb fortan, wie die Klugheit, dem Verdacht ausgesetzt, der Selbstsucht zu frönen. Das christliche Modell der Sorge stand Pate bei der Konzeption des säkularen *Vorsorgestaates*, der in gleicher Weise wie die Seelsorge die Subjekte von autonomer Sorge entlastet und

sie, wenngleich nicht zum ewigen Heil, so doch zum irdischen Glück zu führen verspricht. Unglücklicherweise schwindet im Verlauf dieses Prozesses bei den Subjekten das Bewusstsein davon, dass es im Sinne ihrer eigenen klugen Sorge ist, Vorsorge gegen die Wechselfälle des Lebens zu betreiben; stattdessen treibt die Gewöhnung an die heteronome Vorsorge durch gesellschaftliche und staatliche Institutionen eine *Versorgungsmentalität* hervor.

Eine wirkliche "Kultur" der Sorge war die säkulare Moderne nie. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts hat sie vielmehr den ihr gemässen ultimativen Begriff gefunden, der in allen Lebensbereichen offen plakatiert wird: *Entsorgung*. Die Sehnsucht danach, jede Sorge loszuwerden, prägt moderne Menschen in solchem Masse, dass es nachgerade lächerlich erscheint, die Selbstsorge noch immer unter Egoismus-Verdacht zu stellen, wo doch der reale Egoismus längst die griffige Formel parat hat: „Sorge dich nicht – lebe!“ In einer anderen Moderne wird es darauf ankommen, die auf allen Ebenen in Erscheinung tretende *Entsorgungsmentalität* aufzugeben und stattdessen die kluge Sorge des Selbst um sich, um Andere und die Gesellschaft wieder wahrzunehmen. Die Selbstsorge und ihre klugen Weiterungen werden zum Mittelpunkt einer selbstbestimmten, verantwortungsbewussten Ethik des Individuums, die die Lebenskunst ist.